

An der Bibliothek 21 wird nicht gerüttelt

Die Kommunalpolitik steht zum Kulturprojekt hinterm Bahnhof

Von Thomas Borgmann

Mit der unverbrüchlichen Treue ist das so eine Sache. Von Mensch zu Mensch wird sie oft beschworen – und doch immer wieder schön gebrochen. In der Politik ist sie geradezu eine Rarität. Das gilt, wie jeder weiß, nicht nur, wenn es etwa um Karrieren geht, sondern auch, wenn Projekte in Rede stehen, die einen Haufen Geld kosten. Umso erstaunlicher ist es, wie treu der Stuttgarter Gemeinderat schon seit einem Jahrzehnt zum Bau der Bibliothek 21 hinter dem Hauptbahnhof steht.

Soeben erst hat er die städtischen Pläne damit beauftragt, die komplizierten Vorarbeiten ja nicht aus dem Auge zu verlieren. Soweit sich die große Politik auf das Milliardenprojekt Stuttgart 21 geeinigt hat, soll die mit 67,5 Millionen Euro vergleichsweise preisgünstige Bibliothek sofort verwirklicht werden. Seit 1999 wartet der in Köln ansässige, koreanische Architekt Eun Young Yi auf den Startschuss. Sein Büro hat damals den von der Stadt ausgelobten Architektenwettbewerb gewonnen; die Jury und auch die Stadtpolitiker waren von seinem Konzept überzeugt, die alte Stadtbücherei aus dem Wilhelmshaus am Charlottenplatz in einen Würfel zu verlagern, der mehr als vierzig Meter im Quadrat messen soll. Darum herum ein flacher See, der darauf verweist, dass alles fließt – in der Kultur wie in der Politik.



Trotz oder wegen Stuttgart 21: die Bibliothek soll auf den Mailänder Platz. Foto Yi Architects

Apropos Würfel. Als Professor Yi vor acht Jahren einen Kubus vorgeschlagen hatte und damit Erfolg hatte, ahnte noch niemand, dass seine Berliner Kollegen Rainer Hascher und Sebastian Jehle nur wenig später das neue Kunstmuseum am Kleinen Schlossplatz ebenfalls in einen gläsernen Würfel packen würden. Der steht bereits und macht Furore. Immerhin 25 Jahre hatte es gedauert, ehe die kommunale Kunstsammlung dort eine angemessene Bleibe fand. Da liegen die zehn Jahre Planungszeit für die Bibliothek durchaus im Rahmen des Üblichen.

Doch an heftigen Querschüssen hat es in dieser Zeit nicht gemangelt. Die Rathausgrünen beispielsweise halten den Standort hinter dem Hauptbahnhof für falsch. Kunststück, wer gegen Stuttgart 21 ist, tut gut daran, sich die Bibliothek an einem anderen Platz in der Innenstadt zu wünschen. Ein privater Investor, der mittlerweile an der Kronprinzstraße ein Büro- und Geschäftshaus gebaut hat, machte der Stadt das Angebot, die Bücher, Bilder und neuen Medien dort anzusiedeln. Doch weder der Oberbürgermeister noch der Gemeinderat konnten dieser Verlockung erliegen. Wolfgang Schuster, der in seiner Amtszeit, die noch bis zum Jahr 2012 andauert, unbedingt die Bibliothek einweihen möchte, dachte gar nicht daran.

Der Grund dafür, dass am Standort hinter dem Bahnhof nicht gerüttelt wird, liegt auf der Hand: Er heißt Stuttgart 21. Die breite Mehrheit des Stadtparlaments ist seit Mitte der neunziger Jahre dafür. Die Bibliothek, die ein Kultur- und Medienzentrum des 21. Jahrhunderts werden soll, ist mit dem „Jahrhundertprojekt“ untrennbar verquickt. Wäre der Gemeinderat nur ein Jota von seinen Plänen am Mailänder Platz abgerückt – alle Gegner von Stuttgart 21 hätten triumphiert, alle Befürworter den Kopf geschüttelt. So ist aus dieser Bibliothek quasi ein Gradmesser dafür geworden, wie unverbrüchlich der OB und sein Gemeinderat hinter einem Vorhaben stehen, dem der Exministerpräsident Erwin Teufel schon vor vielen Jahren den Titel Baden-Württemberg 21 verliehen hat.

Wer A sagt, der muss also auch B sagen. Dabei ist der Preis für die Bibliothek von ursprünglich 46 Millionen D-Mark auf 67,5 Millionen Euro geklettert. Im Rathaus fürchtet man zu Recht, dass es noch teurer wird, denn die Baupreise bleiben bekanntlich nicht stehen. Jetzt wird der Zeitplan immer enger. Nur wenn aus Stuttgart 21 in diesem Sommer endlich etwas wird, kann im Oktober 2008 mit dem Bau des Bibliothekswürfels begonnen werden. Die Einweihung wäre dann im Frühjahr 2011. Doch ob die unverbrüchliche Treue am Ende auch belohnt wird, das weiß heute niemand.

Zerschredderte Spannung

Das Konzert der Band The Sea and Cake in Schorndorf

Sie scheinen nach 13 Jahren wacher geworden zu sein. Das Schlagzeug gibt nun sogar beherzt einen Rhythmus vor, auf dem freilich zwei Gitarren alles wieder fein zerschrubben und zerschrammeln können. Vor Jahren, bei seinem letzten Auftritt in der Manufaktur in Schorndorf, hatte sich das Quartett The Sea and Cake noch in einer Undeutlichkeit geübt, die an gleichförmiger Langweiligkeit kaum zu überbieten war.

Die Anhänger dieser Band aus Chicago haben so etwas stets als Postrock oder Post-jazz goutiert, haben der Band stilistische Fähigkeiten zugeschrieben, die über „gewöhnliches“ Rockhandwerk hinausweisen sollten. Dass ihr scheinbarer Dekonstruktivismus meist in den Dilettantismus abkippte, dass pure Ereignislosigkeit sich gerne als besonders einfallsreiche Stimmungsmalerei verstand: es gehört zu den Projektionen, die die Rockmusik immer wieder gerne zulässt und die jede künstlerische Bemühung so wenig greifbar erscheinen lassen.

Nein, die Band The Sea and Cake will nicht künstlerisch oder gar originell sein. Das ist in Schorndorf deutlich heraus zu hören. Sie wollen unoriginell originell, unkünstlerisch künstlerisch sein. Sam Prekops Gesang gleitet gleichförmig desinteressiert verbogenen Songstrukturen entlang, denen lediglich der Tortoise-Drummer John McEntire etwas Zupackendes gibt, freilich ausschließlich im mittleren Tempo. Der Bassist biegt dann solche Impulse ins Ungefähre ab, wodurch eine gewisse Spannung entstehen mag, die die beiden Gitarren in Eckigkeit zerhackseln und zerschreddern und der Gesang in scheinmelodischer Monotonie kommentiert.

Wer bei diesem Konzert am Montagabend genau zuhört, entdeckt darin nach all den Jahren und sieben vielleicht etwas Neues am musikalischen Tun von The Sea and Cake. Dass sich gegen Schluss des Auftritts noch etwas lärmige Psychedelia ins Geschehen mischt: es ist tatsächlich der Höhepunkt dieses Konzerts. ub



Als menschliche Terrakottafigur ist der Stuttgarter Künstler Pablo Wendel weltbekannt geworden. Jokus und Hokusokus sind die Stilmittel aber auch in seinen anderen Arbeiten. Foto Katalog

Spaß muss sein

Pablo Wendel in der Reihe „Frischzelle“ im Kunstmuseum

Von Georg Leisten

Darf man den Sessel eines Skills als eine Hochspannungsleitung hängen? Nicht, wenn man vorher fragt. Aber das hat Pablo Wendel auch nicht getan, sondern ist einfach den Strommast hochgeklettert, um die Sesselkabine an den Drähten zu befestigen. Natürlich erst nach einer Einweisung durch fachkundige Helfer, die sicherheitsshalber anonym bleiben. Mit Gesetzesüberschreitungen hat der Stuttgarter Künstler mittlerweile Erfahrung, auch dank seiner bis jetzt spektakulären Aktion, bei der es im vergangenen Jahr Ärger mit den chinesischen Behörden gab.

In der alten Kaiserstadt Xi'an mischte sich Wendel in historischer Verkleidung unter die berühmte Terrakottaarmee. Versteckte Kameras waren selbstverständlich mit von der Partie. Stocksteif stand Wendel zwischen den lebensgroßen Grabwächterfiguren und war dank perfekter rötlichbrauner Schminke kaum von den über zweitausend Jahre alten Originalen zu unterscheiden. So dauerte es einige Zeit, bis die Aufseher, die zur chinesischen Armee gehören, auf den jungen Schwaben aufmerksam wurden.

In seiner für Nachwuchspositionen geschaffenen „Frischzellen“-Reihe eröffnete das Kunstmuseum jetzt eine Einzelausstellung des Künstlers, zu der auch das Video gehört, das die Verwandlung zur Statue dokumentiert und dabei skurrile Komik entfaltet: Die Wächter zupfen den scheinbar Erstarrten ungläubig und ein wenig ratlos am Arm, schließlich packen sie ihn samt seines mitgebrachten Sockels und tragen ihn weg. Die meisten Lacher erregt der Kurzfilm, wenn die Aufpasser den rätselhaften Eindringling zischendurch noch einmal absetzen, nicht ohne ihm vorher wieder ordentlich sein Postament unter die Füße gelegt zu haben. Offenbar waren sich die Uniformierten im-

mer noch unsicher, ob sie es mit einem Menschen aus Fleisch und Blut oder einem tönernen Standbild zu tun hatten.

Trotz des internationalen Medienechos, das die Performance fand: ein marktschreierischer Tabubrecher ist der gelernte Steinbildhauer nicht, sondern ein eher stiller Ideentüftler, der mit seinen Arbeiten formal wie inhaltlich interessante Beziehungen zu knüpfen weiß. Obgleich er das Metier der traditionellen Bildhauerei zu Gunsten konzeptueller Ansätze aufgegeben hat, kommt er symbolisch immer wieder auf die Funktion der Skulptur als Totenpraxis zurück. Mit einem Wetterballon, an dem eine manipulierte Angelrute hing, begab sich Wendel in einem norwegischen Fjord auf Fischfang. Als einer angebissen hatte, löste gleichzeitig ein Mechanismus den am Grund verankerten Ballon, worauf der Fisch zappelnd in vierzigtausend Meter Höhe entwand. So war dem Dorsch statt eines Endes in der Bratpfanne eine dramatische Himmelfahrt beschert – und mit der Kugelform des Ballons ein geometrisches Grabmal in der Tradition von Étienne-Louis Boullées Newton-Kenotaph.

Toll ist im Kunstmuseum aber auch der Kaktus, dem Wendel ein Kühlaggregat an den Topf montiert hat, sodass sich das Stachelgewächs peu à peu mit einer Eisschicht überzieht: Wie die weiß gefrorenen Zufallsskulptur in ein paar Wochen aussieht, ob eher nach Hans Arp oder eher nach Tony Cragg, ist momentan schwer einzuschätzen. „Für mich“, meint der Künstler, „gehört das Moment des Unkalkulierbaren dazu. Ich weiß vorher nie genau, wie eine Sache ausgehen wird.“ Nun, die Sache mit den Terrakottakriegern jedenfalls ging am Ende glimpflich aus. Weil auch chinesische Polizisten manchmal Spaß verstehen.

■ Bis 29. Juli, Di bis So 10 bis 18, Mi, Fr bis 21 Uhr. Das Katalogheft kostet fünf Euro.

Die heillose Suche nach dem Heil

Kiran Nagarkar im Literaturhaus

Von Julia Schröder

Was ist mit unserer Welt geschehen? Wenn der indische Schriftsteller Kiran Nagarkar diese Frage stellt, hat sie nichts vom resignierten Stoßseufzer des abgeklärten Stoikers. Die Frage, die sich jedem Zuschauer der Fernsehnachrichten aufdrängen muss, bekommt bei dem in Bombay lebenden Autor, Jahrgang 1942, ihre Dringlichkeit zurück. Kiran Nagarkar will es wirklich wissen. Deshalb schreibt er Literatur.

Drei seiner Romane sind bisher ins Deutsche übersetzt worden, zuletzt „Gottes kleiner Krieger“ (erschienen im A 1 Verlag, München): ein über die Maßen spannendes, lustiges und trauriges Buch, das 2006, im Jahr des indischen Auftritts bei der Frankfurter Buchmesse, den deutschen Leser die Bekanntheit eines Extremisten mit wechselnden Identitäten verschaffte, der als fanatischer Anhänger dreier Ideologien hintereinander – als gewaltbereiter Islamist, als fundamentalistischer Katholik und als tantrischer Hindu – auf seiner eifervollen Suche nach dem Göttlichen das größtmögliche Unheil anrichtet.

Im Literaturhaus Stuttgart ist Nagarkar jetzt zu Gast gewesen, um im Gespräch mit Thomas Böhm (dem Leiter des Literaturhauses Köln) sein Buch vorzustellen. Zunächst aber lenkt er die Aufmerksamkeit der Besucher nicht auf sein eigenes 700-Seiten-Opus, sondern auf das, was dort an den Wänden hängt: die aktuelle Ausstellung des Comic-Künstlers Sarnath Banerjee, dessen Arbeiten zurzeit international Aufsehen erregen. Diese Bilder, zu verstehen vor dem Hintergrund einer großen Comictradition in Indien, sagen mehr als hunderte von Romaneiten.

Glücklicherweise setzt der Moderator der eloquenten Bescheidenheit des Schriftstellers Grenzen und lenkt das Gespräch nach einer Weile dann doch auf das Buch, um das es gehen soll; es wäre auch zu schade gewesen, hätten die Zuhörer auf die abwechselnd in deutscher Übersetzung und englischem Original vorgetragenen Schlüsselpassagen verzichten müssen. Wie Zia, der angehende Gotteskrieger, von seiner Tante, einer Expertin für heilsame Einläufe, als kleiner Bub auf den Pfad der Reinheit gesetzt wird; wie er als Student beschließt, Salman Rushdie zu erschließen; wie sein Bruder, der ihn trotz allen seinen mörderischen Untaten nie fallen lässt, den dichtenden Weber-Guru Kabir in seinen eigenen Texten auferstehen lässt, einen Prediger wider den heiligen Ernst und für die einzige Gottheit, „und ihr Name ist Leben“.

Dies konnten die leider nicht allzu zahlreichen Besucher mit heimnehmen: Was mit unserer Welt geschieht, lernt man vielleicht doch nicht aus politischen Theorien, die an der Grenze zwischen „uns“ und „denen“ basteln. Sondern aus solchen Büchern.

KULTURBEUTEL

Literaturprojekt auf dem Marktplatz

Das Festival der Kulturen auf dem Marktplatz bietet bis zum kommenden Sonntag ein Literaturprojekt unter dem Motto „Who's on the line? Call for free!“. In einem mit zwei Telefonzellen ausgestatteten himmelblauen Wohnwagen kann man jeweils von 15 Uhr an zehn Minuten lang in die Welt hinaus telefonieren. Anschließend kann man mit einem Schriftsteller über interkulturelle Befindlichkeiten reden, wobei eine Kurzschrift entstehen soll. Als Autoren sind da: heute Odile Néri-Kaiser, morgen Tilman Rau, am Freitag Sudabeh Mohafez sowie am Samstag Anna Katharina Hahn. Am Sonntag bis 15.30 Uhr Beqa Cufai und von 15.30 Uhr an Sandra Hoffmann.

Änderungen und Absagen

Beim Konzert der Stuttgarter Philharmoniker morgen um 20 Uhr im Beethoven-Saal springt die Sängerin Anne Schwane-wilms für die erkrankte Emily Magee ein.

EX LIBRIS

Drastische Glückssuche

Milena Agus' erster Roman „Solange der Haifisch schläft“

Von Barbara Schaefer

Der Einband gaukelt dem Leser ein heiteres, sommerliches Buch vor, da ist buntes Strandgut zu sehen, Muscheln, Blumen sowie ein Foto mit Himmel und Meer und das Gesicht eines jungen Mädchens. Man sollte darauf nicht hereinfallen. Unter der Oberfläche gärt es so faulig, als würde man am Urlaubsstrand gesammelte Muscheln zu Hause auf die Heizung legen.

Die sardische Autorin Milena Agus unterrichtet Italienisch und Geschichte und hat Kurzgeschichten veröffentlicht; „Solange der Haifisch schläft“ ist ihr erster Roman. Er handelt von einer sardischen Familie und wird erzählt aus der Sicht der 18-jährigen Tochter. Den halbnaiven Tonfall der Heranwachsenden, die ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann hat, trifft Agus erstaunlich gut. Die Welt dieser Familie ist nicht in Ordnung. Der Vater liebt alle Vernachlässigten der Erde, wenn sie nur weit weg von seiner Familie leben. Der Bruder spielt Klavier und zieht sich so von allem zurück, ähnlich der Mutter, einer zart besaiteten Seele, die malt und zum Wäscheaufhängen keine gelben Klammern benützt, weil das die Farbe der Verzweiflung ist. Zum engeren Kreis gehört noch eine scheinbar lebensfrohe Tante mit hohem Liebhaberverschleiß. Lakonisch hängt die Autorin Sätze aneinander, das zeugt von Kunstfertigkeit und

Distanz zum Erzählten. Alles scheint in der Schwebe zu verharren, alle scheinen auf etwas zu warten, die Tante auf einen Liebhaber, der Vater auf eine fröhliche Ehefrau, alle zusammen aufs Glück. Immer neue Männer treten ins Leben der Familie, dank der Tante, was einiges durcheinander wirbelt. Da gibt es etwa einen wohlwollenden Arzt, der schließlich nicht nur der Tante zugeneigt ist, dann tritt ein junger Tierarzt auf, der beinahe alles gut werden lässt.

Das läse man gern, wären dazwischen nicht diese Seiten, über die man lieber wegläutern würde. Denn der Liebhaber der Tochter ist Sadist im wörtlichsten Sinne. Es geht um Dinge, die in Körperöffnungen gestossen werden, gefesselt Leid und um die Frage, ob es ein Liebesbeweis ist, Exkremente zu essen und sich töten zu lassen. Die Autorin mutet es ihren Lesern zu, das im Detail mitzuverfolgen. Mag sein, all dies taugt dazu, die Verstörung einer jungen Frau deutlich zu machen, die ihr Glück auf dem falschen Weg sucht. Aber man würde das auch verstehen, wenn all dies nicht geradezu pornografisch ausgebreitet würde.

Milena Agus hat sich keinen Gefallen getan mit diesen Exkursen. Sie übertünchen ihre exakten, ungleich verhaltenen Schilderungen etwa des Elends der Mutter, die ihr Glück in einer Sommerterrasse sucht und, als diese zugebaut wird, eines Tages wegfleht. „Wir sahen Mama dort unten liegen, in einem dieser verlassen Hinterhöfe, wo



Milena Agus übertreibt es ein wenig mit den „dirty details“. Foto Verlag/Zedda

niemand je hinget, und wo die Leute ihr Zeug zum Wegwerfen hinstellen.“ Diese zurückgenommene Schilderung einer Selbsttötung zeigt das Können der Autorin. Umso weniger verständlich, dass sie an anderen Stellen, von denen wir keine Beispiele zitieren möchten, so ins dreckige Detail geht.

■ Milena Agus: Solange der Haifisch schläft. Roman. Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Klett-Cotta, Stuttgart. 172 Seiten, 18,50 Euro.

Theaterstühle, Stuhltheater

Ricardo Piglias kunstvolle Prosastücke „Kurzformen“

Von Tobias Lehmkuhl

Das Werk des Argentiniers Ricardo Piglia wirkt wie eine große, allerdings auch großartig gescheiterte chemische Versuchs-anordnung. Das Experiment hat nichts bewiesen, die gewaltige Explosion aber, mit der alle Flüssigkeiten, Kolben und Pulver in die Luft geflogen sind, hat ein ansehnliches, anziehendes Chaos hinterlassen: bunte Scherben in denen sich brodelnde Pfützen spiegeln.

Ja, ganz ist dieses Werk nicht zu fassen, was daran liegen mag, dass es eine Vielzahl von Werken enthält. Ricardo Piglia ist nicht nur ein großer Literat, er ist ein vielleicht noch größerer Verehrer der Literatur. Davon zeugt sein nun von Elke Wehr ordentlich ins Deutsche übertragenes und mit nützlichen Anmerkungen versehenes Büchlein „Kurzformen“. Darin ist nicht nur von „Babylon, Borges, Buenos Aires“ die Rede, sondern auch von anderen mythischen Größen: dem Romancier Roberto Arlt und dem Kaffeehausliteraten Macedonio Fernández, der Borges' Lehrmeister war und, aus dem Grab heraus, starken Eindruck auf Piglia machte.

Piglia, 1940 in der argentinischen Hauptstadt geboren und heute Professor in Princeton, hat über die Jahre einen Stil entwickelt, der sich aus all den Stilen speist, die im zwanzigsten Jahrhundert am Rio de la Plata entwickelt wurden. Doch hat er sie sich unverändert, sie seiner Kombinatorik

unterworfen. „Bei meinem ersten Theaterbesuch“, schreibt Piglia, „sah ich die Aufführung eines ländlichen Dramas in einem ärmlichen Zelt. Die Truppe hatte ihr Quartier auf einem Brachfeld in der Nähe meines Hauses aufgeschlagen. Die Schauspieler setzten sich auf die hellen Holzstühle, die meine Mutter ihnen geliehen hatte. Die Präsenz dieser vertrauten Möbelstücke nahm der Vorstellung in meinen Augen jede Wahrheit.“

So scheint es Piglia auch mit der literarischen Tradition seines Landes zu ergehen; immer bewahrt er den Blick des Beobachters, der zugleich weiß, dass er ein Beteiligter, ein Teilnehmer an diesem Welttheater ist. Zeugnis dieses piglianischen Doppelwesens legen vor allem die rätselhaften, spannungsreichen Romane „Brennender Zaster“ und „Künstliche Atmung“ ab. Und dann gibt es da noch die fast analytischen Erzählungen, Prosawerke, die wie Essays ihrer selbst wirken. „Falscher Name“ und eben „Kurzformen“. Vordergründig ist diesen Werken nicht zu trauen, sie spielen nicht nur mit Stilen, sie wirbeln auch durcheinander, was man in Literatur und Wirklichkeit einzuteilen gewohnt ist. Dass aber weder der einen noch der anderen eine eigenständige „Wahrheit“ zu eigen ist, in dieser Erkenntnis liegt der Urgrund von Piglias Schreiben.

■ Ricardo Piglia: Kurzformen. Babylon, Borges, Buenos Aires. Aus dem Span. von Elke Wehr. Berenberg Verlag, Berlin. 96 Seiten, 17 Euro.